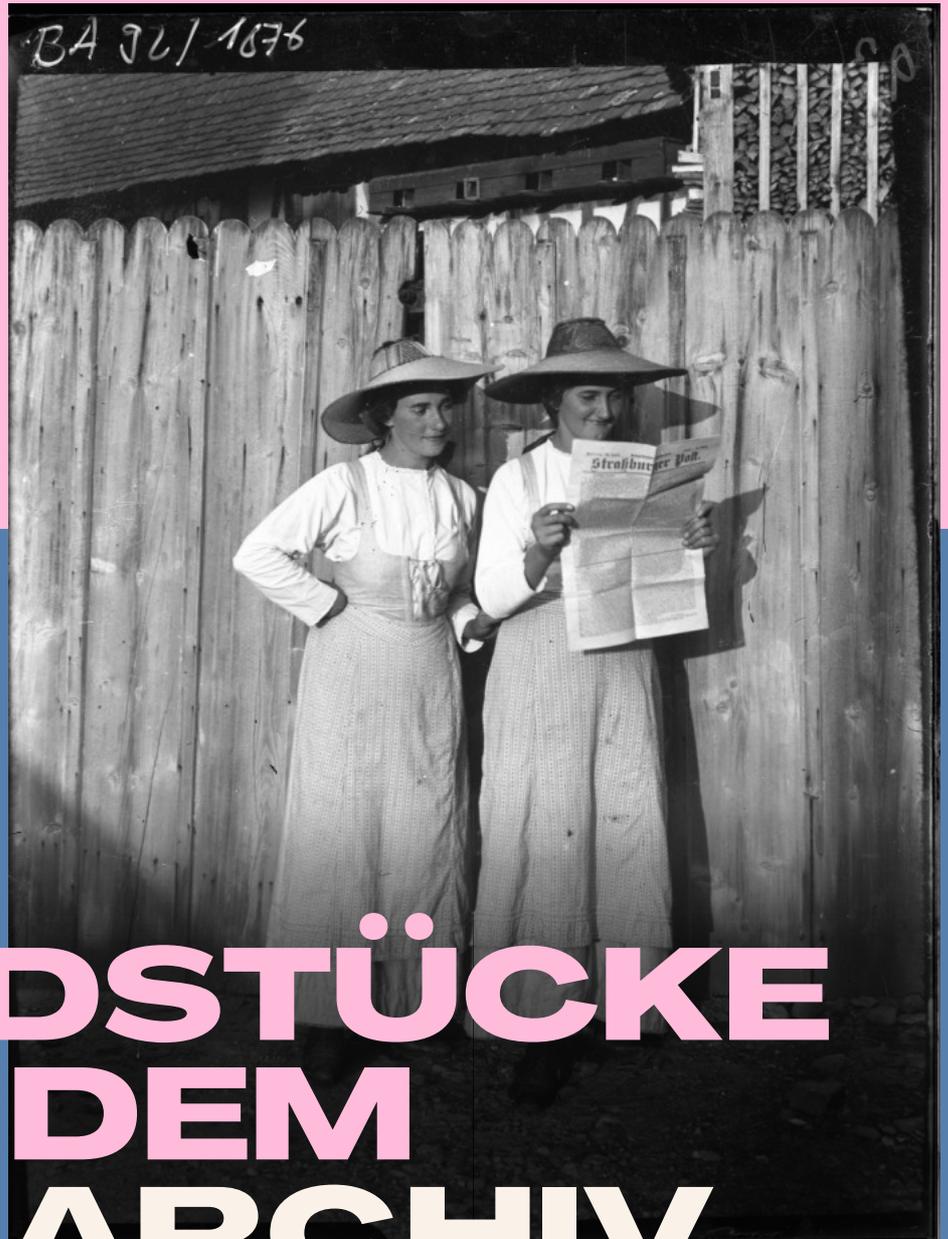


BADISCHES LANDESMUSEUM
AUSSENSTELLE SÜDBADEN



**FUNDSTÜCKE
AUS DEM
BILDARCHIV
DER LANDES-
STELLE FÜR
VOLKSKUNDE
STAUFEN**

Badisches Landes

Badisches Landesmuseum
Außenstelle Südbaden/Landes-
stelle für Volkskunde Staufen

**„Fundstücke aus dem Bildarchiv
der Landesstelle für Volkskunde
Staufen“**

Texte:

Elisabeth Haug und Sarah Wirschke

Layout und Satz:

Julia Tohidi Sardasht

©Außenstelle Südbaden/Landes-
stelle für Volkskunde Staufen
2023

Badisches Landesmuseum –
Außenstelle Südbaden
Hauptstr. 11
79219 Staufen

Museum

INHALTS- VERZEICHNIS

04

Das Bildarchiv der Landesstelle für Volkskunde in Staufen

05

Werner Stief: Wurfbude auf einem Jahrmarkt in Berlin, 1969

08

Julius Steinhäuser: Impfkation im Ersten Weltkrieg, 1915

10

Annemarie Brenzinger: Winter im Engadin, 1911

13

Eugen Holdermann: Skiwanderer am Feldberg 1969/1970

15

„Verliererdenkmal“ - Protestaktion gegen den 2. Golfkrieg, 1991

16

Werner Stief: Kolonialwarengeschäft, 1935

20

Alwin Töle: Frühjahrsputz, um 1950

22

Baumbesetzung in Freiburg, 2022

24

Annemarie Brenzinger: Im Damenbad
in Freiburg, 1929

27

Werner Stief: Ruhebank im Elsass, 1975

29

An Halloween im Europapark, 2001

31

Alwin Töle: Allerheiligen im
Simonswälder Tal, um 1950

33

Sammlung Steinhäuser: Weihnachten
im Krieg, zw. 1914 & 1917

36

Erich Lammel: „Frauengold“, 1950er Jahre

39

Felix Schuster: „Zwei Elsässerinnen mit
Zeitung“, 1929

DAS BILDARCHIV DER LANDESSTELLE FÜR VOLKSKUNDE IN STAUFEN

Das Bildarchiv der Landesstelle für Volkskunde in Staufen beherbergt rund 400.000 Bildträger. Sie gehören zu Fotograf*innennachlässen, Fotosammlungen von Heimatforschenden oder zu thematischen Bild- und Postkartensammlungen; rund 12.000 Fotografien sind Eigenproduktionen der Landesstelle von ihren Anfängen bis heute. Von diesem Bestand sind mittlerweile circa 15 Prozent in der museumseigenen Datenbank inventarisiert und als Digitalisate erfasst.

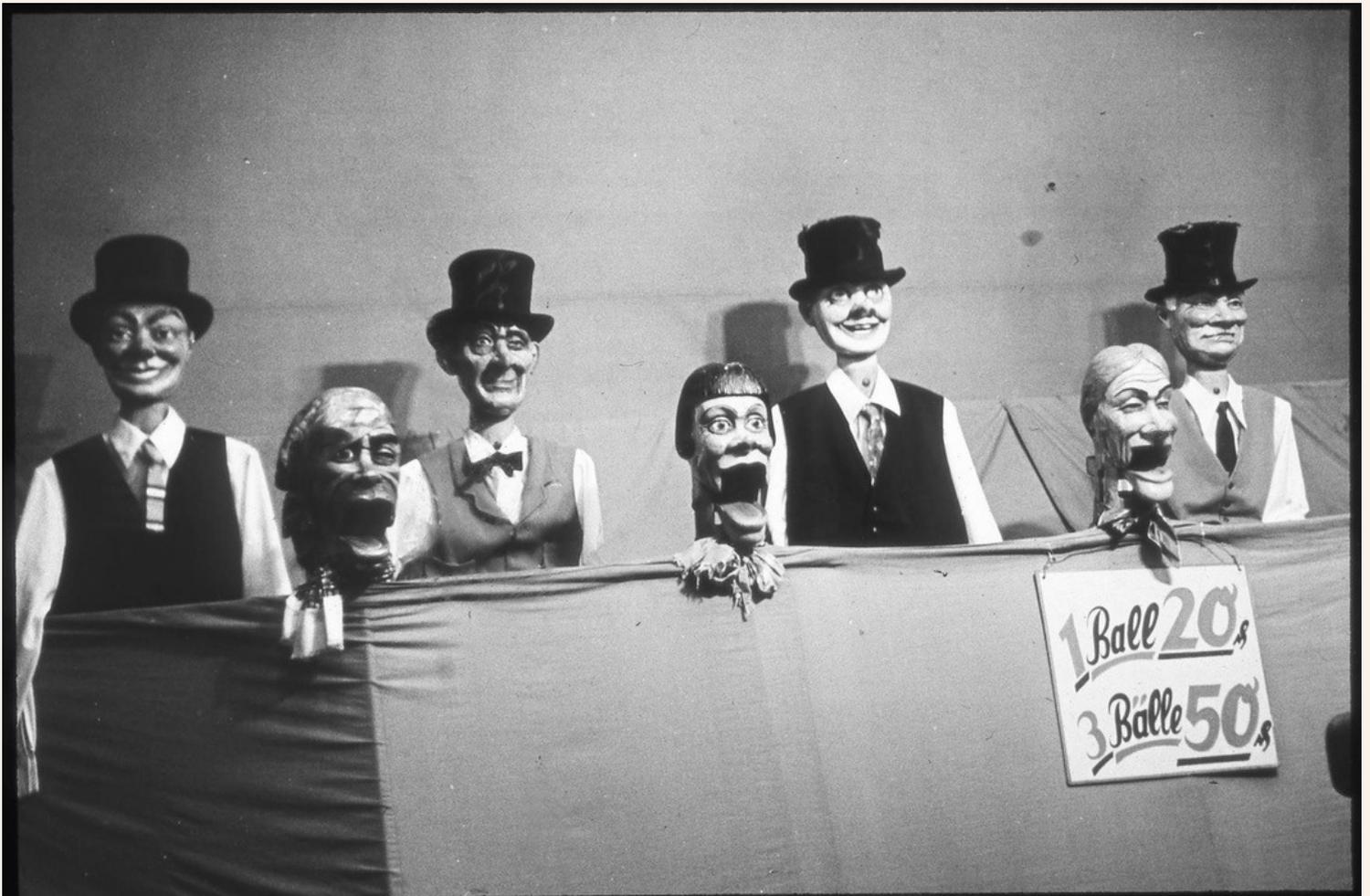
Um Dokumentation und Publikation unserer Bildbestände voranzutreiben, beteiligte sich die Außenstelle Südbaden des Badischen Landesmuseums/Landesstelle für Volkskunde in Staufen von März 2020 bis Februar 2023 am INTERREG-Projekt „Die Dreiländersammlung – ein neues Sammlungsdepot zur grenzüberschreitenden Nutzung für Tourismus, Bildung und Forschung.“

Bei dieser Durchsicht sind wir ab und zu auf Fotografien gestoßen, die uns besonders ins Auge gefallen sind. Sei es, weil uns das Dargestellte selten, unbekannt, banal, interessant, witzig, kurios, lehrreich, schräg oder als Fotografie besonders gelungen erscheint. Danach beginnt die eigentliche Recherchearbeit: Kennen wir den/die Fotograf*in und/oder Ort und Zeit der Aufnahme? Hat der/die Fotograf*in Informationen zum Fotomotiv hinterlassen? Was ist auf dem Bild zu sehen? Was sagt uns das Foto heute?

Diese – absolut subjektiv – ausgewählten Motive zeigt diese Sammlung. Die Galerie mit allen Monats-Fundstücken, die wir zuerst auf unserer Internetseite veröffentlicht haben, ist noch immer aufrufbar unter <https://www.alltagstur.info/fundstuecke-aus-dem-bildarchiv-des-badischen-landesmuseums-aussenstelle-suedbaden-landesstelle-fuer-volkskunde-in-staufen/>. [Aufruf am 21.02.2023]. ◆

WURFBUDE AUF EINEM JAHR- MARKT IN DER FRIEDRICH- WILHELM- STRASSE IN BERLIN, 1969

Fotografie: Werner Stief, Berlin; Schwarzweißdia, Mittelformat;
©Badisches Landesmuseum, Inventarnummer: BA 2016/56-127



Drei hölzerne Frauenköpfe mit weit aufgesperrten Mündern sind an einer mit einem Tuch bespannten Trennwand befestigt. Dahinter befinden sich – bis zum Brustbereich sichtbar – vier männliche Figuren mit hölzernen Köpfen von denen jeder einen Zylinder trägt.

Um herauszufinden, wie so eine Wurfbude funktioniert, ist das Internet hilfreich. Die Recherche ergab: Auf dem historischen Oktoberfest in München, der "Oidn Wiesn" gab es 2017 und vielleicht noch heute die Ballwurfbude "Runter mit dem Zylinder", die von der Familie Neumeier inzwischen in der 3. Generation betrieben wird. Ihr Großvater hatte die Wurfbude in den 1960er Jahren aus den alten Figuren von ca. 1910 und einer neuen Antriebswelle zusammengebaut. Seither steht sie jedes Jahr auf der "Wiesn".

Die Zylinder der holzgeschnitzten Köpfe müssen mit einem Lederball getroffen werden. Wenn es den Jahrmarktbesucher*innen gelingt, mit ihren drei Bällen jeweils einen Zylinder von den Köpfen der in ca. zwei Meter entfernt vorbeilaufenden, von einer Antriebswelle bewegten und immer wieder unter dem Tresen abtauchenden Figuren zu werfen, dürfen sie sich einen Gewinn aussuchen. Wer nur einmal oder zweimal trifft, bekommt vom Schausteller einen Trostpreis.[1]

Bei der in Berlin 1969 fotografierten und hier abgebildeten Wurfbude konnte man wahrscheinlich nicht nur die Zylinder vom Kopf der männlichen Figuren werfen, sondern auch einen Preis gewinnen, wenn man mit dem Ball in den weit aufgesperrten Mund einer der im Unterschied zu den freundlich lächelnden Anzugträgern sehr grimassenhaft dargestellten Frauenköpfe traf – ein derber „Spaß“, der wahrscheinlich auch 1969 nicht jeder Frau und jedem Mann gefiel, jedoch noch keine Sexismus-Debatte entfachte.

„Außer Betrieb“ ist längst auch die Wurfbude „Das fidele N*-werfen“, die 2018 beim historischen „Jahrmarkt anno-dazumal“ im Freilichtmuseum Kommern aufgestellt war, aber nicht mehr bespielt werden durfte. Mit einer erklärenden Tafel versehen, stand sie dort als „Mahnmal gegen den Rassismus“. Mit ihr wurde an die Kolonialmacht Deutschlands und den Völkermord an den Herero und Nama unter Kaiser Wilhelm erinnert und auch daran, dass damals zeitgleich und auch später Besucher*innen von Volksfesten es lustig fanden, „Afrikaner-Köpfe“ mit Bällen zu bewerfen.[2] Der Aufbau der Bude kann kritisch betrachtet werden, da die Inszenierung der Bezeichnung 'Mahnmal' nicht gerecht wird, die Wurfbude sich inmitten der Kirmes in ihre Umgebung einfügt, das N*-Wort reproduziert wird und die Tonköpfe gezeigt werden, als wären sie in Gebrauch (einer ist bereits umgeworfen). Zugleich ist die Texttafel im Vergleich zu dem rassistischen Schild am Stand sehr klein.

[1] Vgl. „Oide Wiesn: So treffen Sie immer bei der Ballwurfbude auf dem Oktoberfest.“ tz.de, 27.09.2017. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=tMW3tMDW6aw>. Aufruf am 21.02.2023.

[2] Vgl. Markus Krücken: „Merkwürdige Kirmes-Bude Was hat ‚Das fidele N*-werfen‘ zu bedeuten?“ Express, 16.05.2018. URL: <https://www.express.de/panorama/historischen-jahrmarkt-in-kommern-was-hat-das-fidele-negerwerfen-zu-bedeuten-37114?cb=1636024073705>. Aufruf am 04.10.2021.

DER FOTOGRAF WERNER STIEF (1905 LEIPZIG – 1982 HEIDELBERG)

Werner Stief wurde am 7. August 1905 in Leipzig geboren. Im Alter von 12 Jahren bekam er von einem befreundeten Fotografen Unterricht im Fotografieren. Von da ab fotografierte er. Zunächst auf seinen „Fahrten“ mit den Wandervögeln und später – als die Notgemeinschaft der Wissenschaften 1934 für arbeitslose Akademiker eine Dorferfassungsarbeit in Schlesien durchführte – nahm sich Werner Stief besonders der Volkskunst an, trug alles zu einer Ausstellung zusammen und fotografierte deren Objekte. Prof. Konrad Hahm, Direktor des Museums für Deutsche Volkskunde in Berlin, engagierte ihn 1936 als freien Mitarbeiter für das Museum. Zuvor hatte Stief die Aufgabe übernommen, alle Dorfschmieden in Thüringen zu erfassen. Das ergab reiches Fotomaterial, nicht nur der Schmieden, sondern auch von Arbeiten der Schmiedekunst. 1941 promovierte Stief mit der „Geschichte der Lindenkunde“ zum Dr. phil. Im selben Jahr wurde er im Museum fest angestellt, doch kurz darauf zum Militär eingezogen. 1945 wurde Stief als einzigem verbliebenem wissenschaftlichem Mitarbeiter des Museums dessen Leitung übertragen. Da das Museum in Ostberlin lag, wurde es durch den Mauerbau 1961 vom Westen getrennt, wo Werner Stief wohnte. Er erhielt Ersatzräume in einer alten Kaserne in Westberlin und später die Leitung der Europaabteilung im Völkerkundemuseum Berlin-Dahlem.

1970, als Stief in den Ruhestand trat, wählte er Heidelberg als neuen Wohnort. Von dort aus bereiste er die Umgebung: im Norden bis über den Main hinaus, im Osten bis Nehresheim, im Süden bis in den Schwarzwald und im Westen bis ins Elsass. Zuhause entwickelte er seine Filme selbst und stellte Dias her, die er für eigene Publikationen sowie für thematische Lichtbildvorträge in Heidelberg und Umgebung nutzte. Er fotografierte nur Schwarzweiß, weil er so auch beliebig Ausschnitte herstellen konnte. Neben seinen thematisch gewählten Fotomotiven hatte er auch ein besonderes Auge für Situationskomik und kuriose Motive.

Der umfangreiche fotografische Nachlass von ca. 150.000 Dias, Negativen, Glasplatten etc. mit volkscundlicher, themenspezifischer Fotografie von 1919 bis 1981 – Bilddokumentation zur badisch/pfälzisch/hessischen Alltagskultur und Landesgeschichte und Bilddokumentationen zur thüringischen und schlesischen Volkskultur mit den dazugehörigen Inventarbüchern sowie Skizzenbücher zu den Wandervogelfahrten, Tagebüchern aus den 1940er Jahren und Vortrags- bzw. Aufsatzmanuskripte des Volkskundlers – wurde vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Außenstelle Südbaden/Landesstelle für Volkskunde in den Jahren 1986-2002 erworben.

Die archivische Verzeichnung der Bilder von Werner Stief ist noch nicht abgeschlossen. ◆



IMPFAKTION FÜR FRONT- NEULINGE IM ERSTEN WELTKRIEG, 1915

Fotografie: Julius Steinhäuser, Freiburg;
Schwarzweißplanfilmnegativ 9 x 14 cm,
©Badisches Landesmuseum, Inventar-
nummer: BA 2006/1733-108

Deutsche Soldaten beim Impfen in der Stellung Loivre in der Champagne am 17. August 1915. Wahrscheinlich handelt es sich um neu an der Front angekommene Soldaten, die Mehrzahl von ihnen ist sehr jung.

„3,8 Prozent der deutschen Soldaten in Belgien und Frankreich starben im Spätsommer 1914 an Wundstarrkrampf. Also etwa jeder 25. Mann. Allein in den ersten zwei Monaten starben so viele deutsche Soldaten an Wundstarrkrampf wie im gesamten Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. Deshalb schickte der Feldsanitätschef Otto von Schjerning am 4. Oktober 1914 eine Empfehlung an die Lazarette, das erst seit wenigen Jahren verfügbare Tetanus-Antitoxin verletzten Soldaten vorbeugend zu verabreichen, also ohne Anzeichen einer Infektion.“[3]

Im Lauf des Krieges wurde die Tetanusimpfung an der Front zunehmend vorbeugend eingesetzt. Ab dem 2. Kriegsjahr wurde an Kriegsschauplätzen, an denen diese Krankheiten epidemisch auftraten, auch gegen Typhus, Ruhr und Cholera geimpft.

Die „Batterie Loivre“ flankiert im Westen das Fort de Brimont (nach dem 1870er Krieg erbaut), das ein Teil des Festungsgürtels um die Stadt Reims ist und nördlich der Stadt auf einem Höhenrücken liegt.

Das Foto stammt aus einem Konvolut von Kriegsaufnahmen (mehr als 400 sind überliefert), die der Freiburger Soldat und Fotograf Julius Steinhäuser während seines Fronteinsatzes und seiner Lazarettaufenthalte machte. Julius Steinhäuser schickte die belichteten Filme nach

Hause, nach Freiburg, wo sie sein Vater, der Fotograf Adolf Steinhäuser, entwickelte und die von Julius Frontkameraden bestellten Abzüge zurück an die Front schickte.

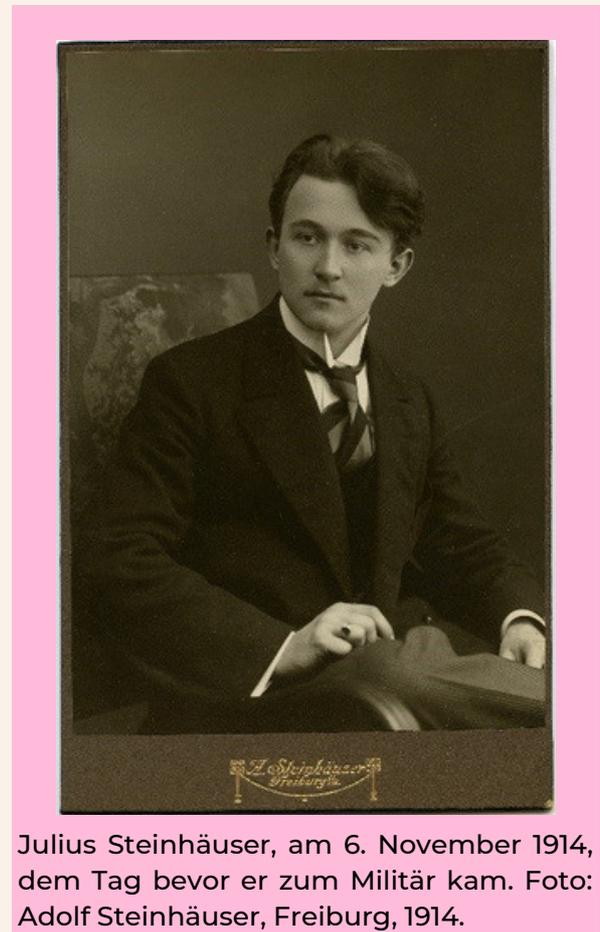
Julius Steinhäuser fiel am 16.4.1917 in der Schlacht an der Aisne bei Corbeny.

[3] Sven Felix Kellerhoff: „Die Impfung, die den Krieg veränderte.“ Welt, 07.12.2015. URL: <https://www.welt.de/geschichte/article149716438/Die-Impfung-die-den-Krieg-veraenderte.html>. Aufruf am 21.02.2023.

DER FOTOGRAF JULIUS STEINHÄUSER (1890 FREIBURG – 1917 CORBENY)

Julius Steinhäuser lernte den Beruf des Fotografen bei seinem Vater Adolf Steinhäuser (1860-1928), der seit 1895 in der Kartäuserstraße in Freiburg i. Br. sein eigenes Fotoatelier unterhielt. Er war von Kind auf mit der Fotografie vertraut, da er und seine Schwestern in allerlei Kostümierung für den Vater als Modell fungierten, der die Aufnahmen seiner Kinder und manchmal auch seiner Ehefrau als Werbeaufnahmen für sein Atelier nutzte.

Im Jahr 1911 ging Julius Steinhäuser nach München, wo er bei einem Fotografen namens Hilstorf wohnte und arbeitete und nebenbei Kurse an der dortigen Fotoschule besuchte. Kenntnisse in den Kunstdruckverfahren Bromöl-, Gummi- und Carbondruck brachte er von dort mit. Julius sollte einmal das Freiburger Atelier des Vaters in der Kartäuserstraße übernehmen, doch wie so viele Männer seiner Generation überlebte er den Weltkrieg nicht. Er wurde am 07.11.1914 eingezogen und fiel am 16.04.1917 bei der Schlacht an der Aisne bei Corbeny. ◆



Julius Steinhäuser, am 6. November 1914, dem Tag bevor er zum Militär kam. Foto: Adolf Steinhäuser, Freiburg, 1914.



WINTER IM ENGADIN IN ZUOZ, 1911

Fotografie: Annemarie Brenzinger, Freiburg; Autochrome Glasplatte, 9cm x 6,5cm (doppelt verglast) ©Badisches Landesmuseum, Inventarnummer: BA 96/743

Blick in eine enge, schneebedeckte Straße in einem Dorf, wahrscheinlich in Zuoz. Im Bildvordergrund rechts liegt ein umgekippter großer hölzerner Transportschlitten auf einem Bretterhaufen neben einer Steinmauer. Links und rechts der Straße stehen Häuser, dahinter sind die schneebedeckten Berge zu sehen. Im Fluchtpunkt der Abbildung befindet sich ein typisches Engadiner Haus mit Erker und Sgraffiti. Der malerische Effekt der autochromen Fotografie ergibt sich durch die Körnchenstruktur der Farbemulsion.

Die autochrome Fotografie

Die Brüder Lumière stellten 1907 die Autochromplatten für die Farbfotografie vor, die mit orangerot, grün und violett eingefärbten Stärkekörnchen aus Kartoffeln und einer Bromsilber-Gelatine-Emulsion versehen waren; die Stärkekörnchen wirken dabei als rasterartiges Filter. Das Prinzip basiert auf einem additiven Farbverfahren. Mit dem autochromen Verfahren experimentierte Annemarie Brenzinger bereits seit 1909.

Aufgrund der Dichte der Emulsion benötigt das Verfahren eine lange Belichtungszeit (bei Sonne 1-2 Sekunden) und verursachte bei Personenaufnahmen oft Bewegungsunschärfe. Bei Innenaufnahmen musste mindestens 30 Sekunden lang belichtet werden, also immer mit Stativ. Daher entstanden vor allem Stillleben, Blumen- und Landschaftsaufnahmen – möglichst bei hellem Sonnenlicht.

DIE FOTOGRAFIN ANNEMARIE BREZZINGER (1884-1968)

Annemarie Brenzinger, geb. Ganz stammte aus einer großbürgerlichen Mainzer Familie. Der Vater besaß dort ein Bankhaus, bevor er sich mit seiner Familie in Freiburg niederließ. Hier lernte Annemarie Ganz den Bauingenieur Heinrich Brenzinger kennen, den sie 1905 heiratete.

Als 14-Jährige hatte sich Annemarie das Fotografieren selbst beigebracht – es blieb ihr Leben lang ihre Passion. Sie befasste sich mit allen fotografischen Techniken und Themen, wobei ein bevorzugtes Motiv ihres Schaffens die Bauprojekte ihres Mannes waren – die Brücken, Wasserkraftanlagen, Gasbehälter, Tunnel, Fabrikhallen, Kirchen und Villen, an deren Bau die Freiburger Hoch- und Tiefbaufirma Brenzinger & Cie. beteiligt war.

Für Bauaufnahmen benutzte sie eine Plattenkamera für Plattenformate von 18 x 24 cm bis 9 x 12 cm sowie eine Heidoskop-

Stereokamera. Zunehmend begeisterte sie sich für die Stereoskopische Fotografie, die sie besonders gern für ihre Reisebilder verwendete – aber immer wieder auch für Bauaufnahmen, z. B. beim Bau des Waserturms der Universitätsklinik in Freiburg 1930.

Auch mit dem 1907 von den Gebrüdern Lumière erfundenen autochromen Farbdiaverfahren experimentierte Annemarie Brenzinger. Es entstanden Reisebilder von Capri und Sizilien, Farbaufnahmen von den Aufenthalten im Engadin und Innenaufnahmen der Villa Wohlgemuth in Freiburg, dem heutigen Kloster St. Lioba. Die Fresken der Villa Wohlgemuth autochrom aufzunehmen, war aufgrund der langen Belichtungszeit eine technische Herausforderung, doch damals das einzige Mittel, deren Farbenpracht fotografisch festzuhalten.

Als Mitglied mehrerer fotografischer Gesellschaften nahm Annemarie Brenzinger an Ausstellungen und Wettbewerben teil und wurde wiederholt mit Preisen ausgezeichnet. Ihre Aufnahmen fanden in den Werbebroschüren der Firma Brenzinger & Cie. ebenso Verwendung wie in den Zeitschriften des Breisgau-Geschichtsvereins und der „Badischen Heimat“.

Einige wenige Industriefotografien von ihr befinden sich im Deutschen Museum in München. Ihr fotografischer Nachlass, der in seiner Vielfalt und Geschlossenheit eine kultur- und fotohistorische Rarität darstellt, befindet sich im Bildarchiv des Badischen Landesmuseums in dessen Außenstelle, der Landesstelle für Volkskunde in Staufen. ♦



Annemarie Brenzinger mit ihrem Fotoapparat, Freiburg, um 1915.

SKIWANDERER AN DER ZASTLERFRONT AM FELDBERG, 1969/1970

Fotografie: Eugen Holdermann, Colorprint
30 x 27 cm; ©Badisches Landesmuseum,
Inventarnummer: BA 2014/359-7



Was aussieht wie eine Hochgebirgs-Ski-tour von Chamonix nach Zermatt, sind drei Skiwanderer am Feldberg zum Jahreswechsel 1969/70.

Sie wandern entlang des oberen Bereichs des Zastler Lochs, an dem sich eine Wechte gebildet hat. Wechten (früher: Wächten) sind stark verdichtete Schneeablagerungen an Geländekanten im Mittel- oder Hochgebirge. Immer wieder gab und gibt es in diesem Bereich Lawinenabgänge, so dass eine solche Tour nur in Begleitung erfahrener Bergführer unternommen werden sollte.

DER FOTOGRAF EUGEN HOLDERMANN (1927–2018 SCHOPFHEIM)

Eugen Holdermann war von Beruf Buchbindermeister. Er fotografierte und malte sein Leben lang und zeigte seine Werke in Ausstellungen und Publikationen. Bevorzugte Motive des passionierten Bergsteigers waren die Alpen und seine Heimat, der Südschwarzwald. Hier hatte es ihm besonders die Gegend um Dinkelberg und Hochblauen angetan, aber auch der Feld-

berg und der Belchen, weil von ihnen aus die Sicht bei klarer Luft bis in die Alpen reicht.

Mit der Akribie eines Naturwissenschaftlers wartete er bestimmte Wetterlagen und Lichtverhältnisse ab, fotografiert ein und dasselbe Sujet zu unterschiedlichsten Zeiten und wurde so über Jahrzehnte hinweg zum Chronisten der heimischen Region. Und doch sind seine Aufnahmen mehr Stimmungsbilder als Abbild der Wirklichkeit, scheinbar Ort und Zeit enthoben – Natur pur.

Eugen Holdermanns Blick durch den Sucher verweigerte sich den gängigen „Heimat“-Klischees, in denen zum Schwarzwald Mühle und Bollenhut gleich mitgedacht werden. Auch Menschen findet man auf seinen Fotografien nur selten. In manchen Aufnahmen ist hie und da eine Gruppe von Schneewanderern zu sehen. Doch ähnlich wie in der frühen Landschafts- und Architekturfotografie steht auch bei Holdermann der Mensch ganz im Dienste der Verdeutlichung landschaftlicher Dimension. Die menschliche Gestalt als Maßstab unterstreicht auf diesen Bildern nachhaltig die – im doppelten Wortsinn gültige – Größe der Natur. Das Wechselspiel von Licht und Schatten, Farbe und Form, war es, was ihn faszinierte und woraus er seine Bilder komponierte.

Holdermanns Fotografien finden sich in zahlreichen Bildbänden zum Markgräfler Land und zum Südschwarzwald. Seine Aufnahmen – ca. 20.000 Dias aus rund 50 Jahren fotografischen Schaffens – befinden sich heute im Bildarchiv des Badischen Landesmuseums in seiner Außenstelle/Landesstelle für Volkskunde in Staufen. ◆



„VERLIERERDENKMAL“ - PROTESTAKTION GEGEN DEN 2. GOLFKRIEG, 1991

Fotografie: Eigenproduktion der Außenstelle des BLM /Landesstelle für Volkskunde, 1991; ©Badisches Landesmuseum, Inventarnummer: BA 92/1673

Krieg in Irak und Kuwait zwischen 1990 und 1991. Am 28. August 1990 wurde Kuwait durch den Irak annektiert. Ab dem 16. Januar 1991 begann eine Koalition, angeführt von den USA und legitimiert durch die Resolution 678 des UN-Sicherheitsrates, mit Kampfhandlungen zur Befreiung Kuwaits. In der Freiburger Innenstadt gab es dazu mehrere Protestaktionen, die mahnten, dass Krieg – mit Ausnahme der Rüstungsindustrie – nur Verlierer kennt. ◆

Kolonialwarengeschäft
von
E. Wirthwein.

Trumpf
SCHOKOLADE

Persil

MAGGI'S
SUPPEN-ARTIKEL

Schwan Pulver
Dr. Thompson's
für Wasche und Rauchstoff

Appell
DICK RUND OHNE

Appell
DICK RUND OHNE

Appell
DICK RUND OHNE
Müller Bräuhaus AG, Zipscheldt, Bremen

KOLONIALWAREN- GESCHÄFT VON E. WIRTHWEIN, HENF- STÄDT, 1935

Fotografie: Werner Stief, Henfstädt; Schwarzweißdia, Mittelformat; ©Badisches Landesmuseum, Inventarnummer: BA 2016/8-59

„Henfstädt, ‚Eck‘ am Kaufladen“ – diese Beschreibung findet sich in dem Inventarbuch des Fotografen Werner Stief zu dem 1935 von ihm aufgenommenen Schwarzweißdia. Während das Motiv für den Fotografen ‚einfach nur‘ ein Kaufladen in der kleinen Thüringer Gemeinde war, sind heute die Spuren kolonialer Vergangenheit kaum zu übersehen.

Das Kolonialwarengeschäft

Die Fotografie zeigt die Hausecke eines Fachwerkhauses in Henfstädt. An dieser befindet sich eine gewundene Säule mit Blattabschluss und geschnitztem rankenverziertem Holzsockel. Ein Ladenschild trägt die Aufschrift „Kolonialwarengeschäft von E. Wirthwein“. Emaille-Schilder an der Hauswand werben für Maggi Suppen-Artikel, Persil Waschmittel, Schwampulver (Waschmittel), Appell Zigarren und Trumpf Schokolade.

Sogenannte Kolonialwarengeschäfte waren in Deutschland lange Zeit weit verbreitet. Unter den Begriff der Kolonialware fielen Produkte wie Kaffee, Tabak, Schokolade, Zucker, Tee und Gewürze, also Konsumgüter, die nicht in Europa hergestellt wurden und zunächst als teure Genusswaren galten. Nach und nach wurden Produkte wie Kaffee oder Schokolade günstiger und damit Teil bürgerlichen Alltags. Mit der breiteren Verfügbarkeit hatte sich der Begriff Kolonialwarengeschäft verstetigt. Viele dieser Läden boten auch

Produkte für den täglichen Bedarf an. Die obige Beschreibung von Stief verdeutlicht, dass der Begriff oft gleichbedeutend mit Kaufladen oder Krämerladen verwendet wurde. Obwohl das Wort ‚kolonial‘ Bestandteil des Namens war, wurde dessen Geschichte und Bedeutung meist nicht mitgedacht.

Werbung und Rassismus

Doch nicht nur in der Bezeichnung des Geschäfts finden sich koloniale Spuren. Auf der Fotografie springt besonders das beinahe fenstergroße Werbeschild für „Trumpf Schokolade“ ins Auge. Das Motiv des Schildes stammt von Philipp Zehbe, einem Maler und Illustrator, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Berlin tätig war. Er fertigte Grafiken, unter anderem für Männermagazine wie den "Reigen" oder das Blatt "Junggeselle", an. In der Darstellung der Frau of Color tritt die Überschneidung von diskriminierenden Kategorien (Intersektionalität) zutage: Die knieende Haltung mit nach oben gerichtetem Blick sowie die nach oben gestreckten Arme, auf denen ein Tablett mit (höchstwahrscheinlich) Schokolade balanciert wird, erwecken den Eindruck einer Unterwerfung. Die dienende und anbietende Körperhaltung in Kombination mit dem Hautton der Frau und dem kolonialen Produkt Schokolade spiegelt rassistische Vorstellungen. Zugleich erscheint die Frau durch ein enges Kleid welches die Körperform betont und Rücken sowie Arme un-

bedeckt lässt, stark sexualisiert. Die beschriebenen Komponenten verschränken sich darüber hinaus mit exotistischen Elementen: Die Frau trägt vermutlich goldene Armringe und große Ohrringe, ein geometrisch gemustertes Kleid sowie ein Bustier, das an Muschelschalen erinnert. Dadurch geschieht ein othering in Abgrenzung zu Weißen Europäer*innen: Die Frau erscheint als stereotype und rassistische Darstellung einer ‚verführerischen, sexualisierten Fremden‘. Dabei sind die Hierarchien klar: Die Körperhaltung versinnbildlicht die gesellschaftlichen Positionen von Herrschenden und Dienenden.

Spuren kolonialer Vergangenheit

Sowohl das Ladengeschäft als auch das Werbeschild zeugen von unserer kolonialen Vergangenheit. Doch wo fängt Kolonialismus an und wo hört er auf? Deutschland unterhielt von 1884 bis 1919 verschiedene Kolonien. Auch wenn diese Periode gerne als ‚kurz‘ im Vergleich zu der Kolonialherrschaft von beispielsweise Großbritannien beschrieben wird, wurde in den betroffenen Gebieten immenses Leid verursacht. Menschen, teilweise ganze Bevölkerungsgruppen, wurden ermordet und ausgebeutet. Zudem reicht Kolonialismus weit über die Periode Deutschlands als aktiver Kolonialmacht hinaus: Bereits vor 1884 gab es koloniale Bestrebungen und Verwicklungen in Deutschland. Noch heute prägen postkoloniale Strukturen globale Denk-, Wirtschafts- und Wissensordnungen sowie Ressourcenverteilungen. Auch wenn sich mittlerweile nur

noch wenige Lebensmittelhandlungen Kolonialwarengeschäft nennen, kaufen wir viele Produkte, die außerhalb Europas produziert werden. Dabei spielen postkoloniale Strukturen sowohl bei den Produktionsbedingungen als auch im Konsumverhalten eine Rolle. Schilder wie das hier gezeigte hängen zwar nicht mehr als Werbung im öffentlichen Raum, sind aber beliebte Sammler*innenstücke. Und auch Diskussionen um den ‚Sarotti-M***‘, diskriminierenden Sprachgebrauch sowie unzureichende und stereotype Repräsentationen sind hochaktuell. People of Color sind immer noch Rassismus ausgesetzt. Gerade deswegen ist die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit wichtig. Auf diese Weise kann eine Sensibilisierung für gegenwärtiges Unrecht und dessen Zusammenhänge stattfinden. Sehen kann gelernt werden – die Abbildung eines Kolonialwarengeschäfts ist dann nicht einfach eine nostalgische Erinnerung, sondern ein Zeugnis kolonialer Spuren, die bis in die Gegenwart reichen.[4]

[4] Die hier getätigten Ausführungen zur Geschichte und Gegenwart des Kolonialismus sind stark verkürzt. Für erste weiterführende Informationen zu Kolonialismus, Postkolonialismus und Kolonialgeschichte siehe <https://kulturshaker.de/global/postkolonialismus-2/> und Spivak, Gayatri Chakravorty: Can the subaltern speak? In: Dies.: Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Übers. von Joskowicz, Alexander/Nowotny, Stefan, Wien 2008, S. 17 –118.

DER FOTOGRAF WERNER STIEF (1905 LEIPZIG – 1982 HEIDELBERG)

Werner Stief wurde am 7. August 1905 in Leipzig geboren. Im Alter von 12 Jahren bekam er von einem befreundeten Fotografen Unterricht im Fotografieren. Von da ab fotografierte er. Zunächst auf seinen „Fahrten“ mit den Wandervögeln und später – als die Notgemeinschaft der Wissenschaften 1934 für arbeitslose Akademiker eine Dorferfassungsarbeit in Schlesien durchführte – nahm sich Werner Stief besonders der Volkskunst an, trug alles zu einer Ausstellung zusammen und fotografierte deren Objekte. Prof. Konrad Hahm, Direktor des Museums für Deutsche Volkskunde in Berlin, engagierte ihn 1936 als freien Mitarbeiter für das Museum. Zuvor hatte Stief die Aufgabe übernommen, alle Dorfschmieden in Thüringen zu erfassen. Das ergab reiches Fotomaterial, nicht nur der Schmieden, sondern auch von Arbeiten der Schmiedekunst. 1941 promovierte Stief mit der „Geschichte der Lindenkunde“ zum Dr. phil. Im selben Jahr wurde er im Museum fest angestellt, doch kurz darauf zum Militär eingezogen. 1945 wurde Stief als einzigem verbliebenem wissenschaftlichem Mitarbeiter des Museums dessen Leitung übertragen. Da das Museum in Ostberlin lag, wurde es durch den Mauerbau 1961 vom Westen getrennt, wo Werner Stief wohnte. Er erhielt Ersatzräume in einer alten Kaserne in Westberlin und später die Leitung der Europaabteilung im Völkerkundemuseum Berlin-Dahlem.

1970, als Stief in den Ruhestand trat, wählte er Heidelberg als neuen Wohnort. Von dort aus bereiste er die Umgebung: im Norden bis über den Main hinaus, im Osten bis Nehresheim, im Süden bis in den Schwarzwald und im Westen bis ins Elsass. Zuhause entwickelte er seine Filme selbst und stellte Dias her, die er für eigene Publikationen sowie für thematische Lichtbildvorträge in Heidelberg und Umgebung nutzte. Er fotografierte nur Schwarzweiß, weil er so auch beliebig Ausschnitte herstellen konnte. Neben seinen thematisch gewählten Fotomotiven hatte er auch ein besonderes Auge für Situationskomik und kuriose Motive.

Der umfangreiche fotografische Nachlass von ca. 150.000 Dias, Negativen, Glasplatten etc. mit volkskundlicher, themenspezifischer Fotografie von 1919 bis 1981 – Bilddokumentation zur badisch/pfälzisch/hessischen Alltagskultur und Landesgeschichte und Bilddokumentationen zur thüringischen und schlesischen Volkskultur mit den dazugehörigen Inventarbüchern sowie Skizzenbücher zu den Wandervogelfahrten, Tagebüchern aus den 1940er Jahren und Vortrags- bzw. Aufsatzmanuskripte des Volkskundlers – wurde vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Außenstelle Südbaden/Landesstelle für Volkskunde in den Jahren 1986-2002 erworben.

Die archivische Verzeichnung der Bilder von Werner Stief ist noch nicht abgeschlossen. ◆





FRÜHJAHRSPUTZ IN CALW UM 1950

Fotografie: Alwin Tölle, Schwarzweißnegativ, Mittelformat (6 x 6 cm); ©Badisches Landesmuseum, Außenstelle Südbaden, Inventarnummer: BA 2004/4274

Zwei Frauen in Calw beim Putzen abgehängter Fensterläden am Oberen Marktbrunnen. Im Hintergrund steht ein VW Käfer sowie ein dreirädriger Tempo-Kleinlaster, um den sich eine Gruppe neugieriger Kinder versammelt hat.

Das Haus oder die Wohnung einmal im Jahr, und zwar im Frühjahr gründlich zu putzen und aufzuräumen, hat nicht nur in Deutschland eine lange Tradition. Als noch ausschließlich mit Holz und Kohle geheizt wurde, oder in manchen Gegenden die Küchen in Bauernhäusern gar keinen Kamin hatten und der Rauch durch den Raum über den Dachboden ins Freie zog, waren Wände und auch Möbel vom Ruß stark verschmutzt und wurden am Ende

der Heizsaison vor dem Haus gereinigt. In südlichen europäischen Ländern wie Griechenland und Spanien werden auch heute noch in manchen Dörfern jedes Jahr zu Ostern die Außen- und Innenwände mit Kalkfarbe frisch „geweißelt“. Dies geschieht dort nicht nur aus ästhetischen Gründen, sondern vor allem weil sich ein weißes Haus im Sommer bei intensiver Sonneneinstrahlung nicht so schnell aufheizt wie ein dunkles.

Zum Frühjahrsputz gehörte das Ausklopfen aller Teppiche, das Reinigen der Ofenrohre und das Putzen von Fenstern, deren Rahmen, Jalousien oder Fensterläden. Auch Türen, Fliesen, Lichtschalter und Lampen wurden gründlich geputzt, Holzböden und Möbel poliert und die Federbetten gelüftet. Der Frühjahrsputz war und blieb Aufgabe der „Hausfrau“ und auch die Berufstätigkeit von Frauen änderte daran wenig. Allerdings erleichtern inzwischen Maschinen einen Teil der Arbeit, manches erledigt eine bezahlte Reinigungskraft, manchmal legt auch der Mann mit Hand an, und die Arbeit wird meist im privaten Bereich von Haus und Garten erledigt.

Heute hat sich eine neue Art von kollektivem Frühjahrsputz entwickelt: Weil die Verschmutzung öffentlicher Straßen und Plätze durch Fast-Food-Verpackungen, Flaschen und Dosen, aber auch die „wilde“ Entsorgung von Altreifen, Elektrogeräten oder Sperrmüll in Wald und Feld in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen hat, laden inzwischen viele Gemeinden ihre Bürger, Schüler und Vereine dazu ein, an einem gemeinsamen „Frühjahrsputztag“ verunreinigte Gehwege, Plätze, Grünanlagen, Bäche und Bachufer und Waldränder zu säubern und den Tag dann bei einem gemeinsamen Suppen- oder Wurstessen ausklingen zu lassen.

DER FOTOGRAF ALWIN TÖLLE (1906 NIEDERGEBRA – 1998 RÖTENBACH)

Den Schwarzwald bereiste Alwin Tölle zum ersten Mal 1927. Im Jahr 1935 veröffentlichte die Fachzeitschrift „Das deutsche Lichtbild“ sein im Prechtal aufgenommenes Foto „Schwarzwälder Kind“, 1942 erschien der Bildband „Bauernleben im Schwarzwald“. Zu dieser Zeit fotografierte er bereits mit einer 6x6-Profikamera, einer doppeläufigen Rolleiflex, der er neben einer Leica und einer Hasselblad sein Leben lang treu blieb.

Tölle hatte in Dresden die Fotoschule besucht, arbeitete danach in einer Bildagentur sowie in der Redaktion einer Fotozeitschrift in Berlin, bevor er sich – nach dem Krieg, den er als Kriegsberichterstatter erlebte, für das Leben als freischaffender Bildjournalist entschied und sich in Röttenbach im Hochschwarzwald niederließ. Von hier aus bereiste er ganz Europa für seine Bildreportagen – allein in Skandinavien, das er wie den Schwarzwald liebte, war er mehr als 100 Mal.

Typisch für Tölle, den „Bildberichterstatter“ war, dass er nicht ein Objekt fotografierte, sondern einen Augenblick, der eine Geschichte erzählt. Ebenso schrieb er manchen Bericht zu seinen Bildserien über Brauchtum und Landschaft selber.

Jahrzehntelang hat er der Zeitschrift des Schwarzwaldvereins Bildvorlagen geliefert. 1989 erschien der Bildband „Im Schwarzwald daheim. Leben und Arbeit in alten Fotografien“, der Tölles Verbundenheit mit seiner Wahlheimat und deren Bewohner*innen widerspiegelt und deren ländlich-bäuerliche Lebenswelt er in seinen Fotografien lebendig hält. In den 1970er Jahren hat Tölle die Schwarzweiß- zugunsten der Farbfotografie aufgegeben. Treu geblieben ist er hingegen seinem Lieblingsmotiv dem Schwarzwald, den er über 60 Jahre lang fotografierend erwanderte. ◆



BAUMBESETZUNG IM LANGMATTENWÄLDCHEN IN FREIBURG, RIESELFELD

Fotografie: Matthias Möller, Freiburg im Breisgau; Digitale Fotografie; ©Badisches Landesmuseum, Außenstelle Südbaden, Inventarnummer: BA 2022/1-113

Leben und Protest im Wald: Sitzgelegenheiten gruppieren sich um einen Tisch auf dem Waldboden, an einem Baum befinden sich mit einer Leiter verbundene Plattformen und zwischen den Ästen ist ein Transparent mit der Aufschrift „Solidarität mit allen Waldbesetzungen“ gespannt.

Seit etwa Ende Mai 2021 ist das Langmattenwäldchen in Freiburg besetzt. Die Aktivist*innen wollen verhindern, dass für den Bau der geplanten Stadterweiterung Dietenbach Bäume gefällt werden. Nachdem eine Petition zur Erhaltung der Bäume keine positive Resonanz hervorrief, fiel der Entschluss zur Besetzung des Waldes. Mittlerweile wurden die Planungen des Sportareals in Dietenbach geändert, um mehr Bäume zu erhalten – doch für die Aktivist*innen zählt jeder Baum. Die Aufnahme mag verlassen erscheinen, aber im Langmattenwäldchen herrscht seit einem Jahr reges Treiben: Hier werden Baumhäuser gebaut, Menschen vernetzen sich, tauschen Wissen in sogenannten Skill-sharing-Aktionen aus und leben in und unter den Bäumen.

Die Besetzung in Freiburg reiht sich ein in die Klimagerechtigkeitsbewegung. Das Transparent mit dem Appell zur Solidarität verdeutlicht die Vernetzung der Aktivist*innen. Deutschlandweit ist das Besetzen von Bäumen als Protestform verbreitet. Manchmal geht es dabei um einzelne Bäume manchmal um große Wälder.[5] Am bekanntesten ist wohl die seit zehn Jahren andauernde Besetzung mit zwischenzeitlicher Räumung im Hambacher Forst, auch „Hambi“ genannt, der

seit den 1970ern immer weiter dem Braunkohlebau weichen muss. Die Baumbesetzer*innen in Freiburg nehmen darauf mit der Bezeichnung „Dieti“ spielerisch Bezug und markieren so eine persönliche Beziehung zu ‚ihrem‘ Wald.

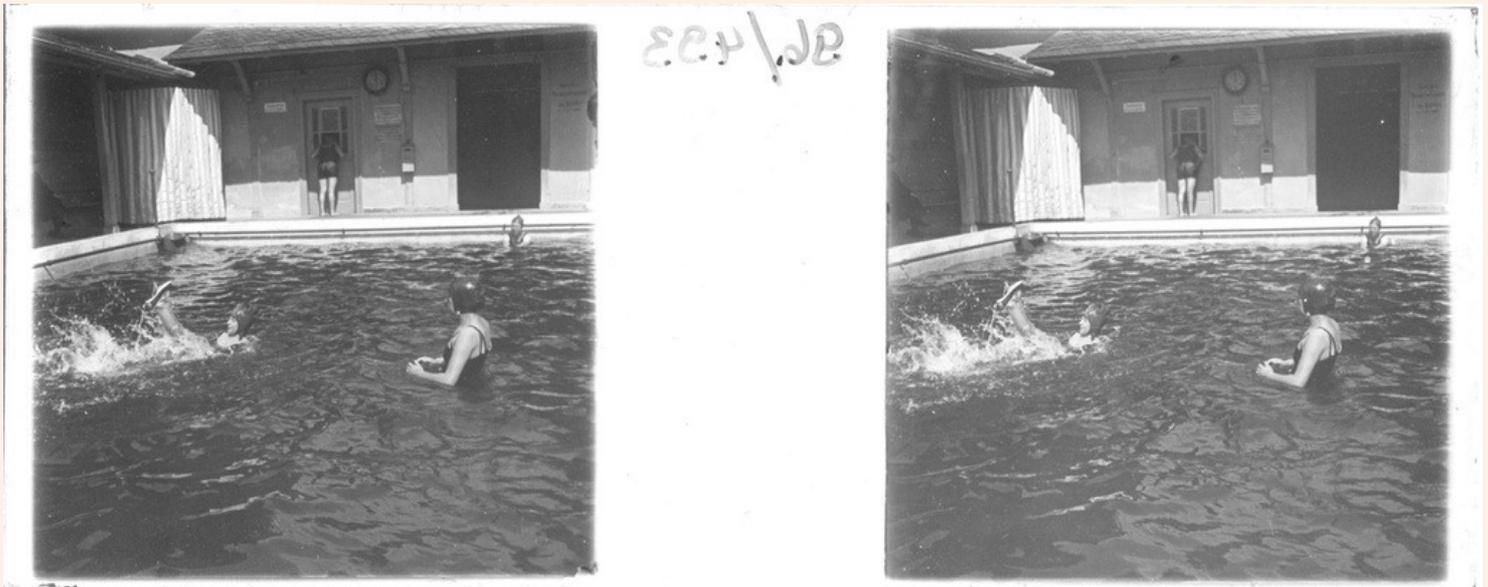
Das Foto wurde bei einem Waldspaziergang im September 2019 aufgenommen und ist Teil der Dietenbach-Sammlung.[6] Jeden Sonntag können Interessierte an einer geführten Tour von dem Freiburger Stadtteil Rieselfeld ins Langmattenwäldchen teilnehmen. Dabei wird zu geplanten Rodungen, der Dietenbach-Bebauung, den ökologischen Konsequenzen sowie möglichen Alternativen informiert. ◆

[5] Vgl. Lalon Sander: Das Halbjahr auf den Bäumen. Taz, 03.06.2021. URL: <https://taz.de/Waldbesetzungen-in-Deutschland/!5776091/>. Aufruf am 21.02.2023.

[6] Weitere Informationen zum Projekt sind unter: <https://www.alltagskultur.info/projekte/dietenbach-dinge/> zu finden.

IM DAMENBAD (LORETTOBAD) IN FREIBURG IM BREISGAU, SOMMER 1929

Fotografie: Annemarie Brenzinger, Freiburg im Breisgau; Stereofotographie;
©Badisches Landesmuseum, Außenstelle Südbaden, Inventarnummer: BA 96/493



Stereofotografie

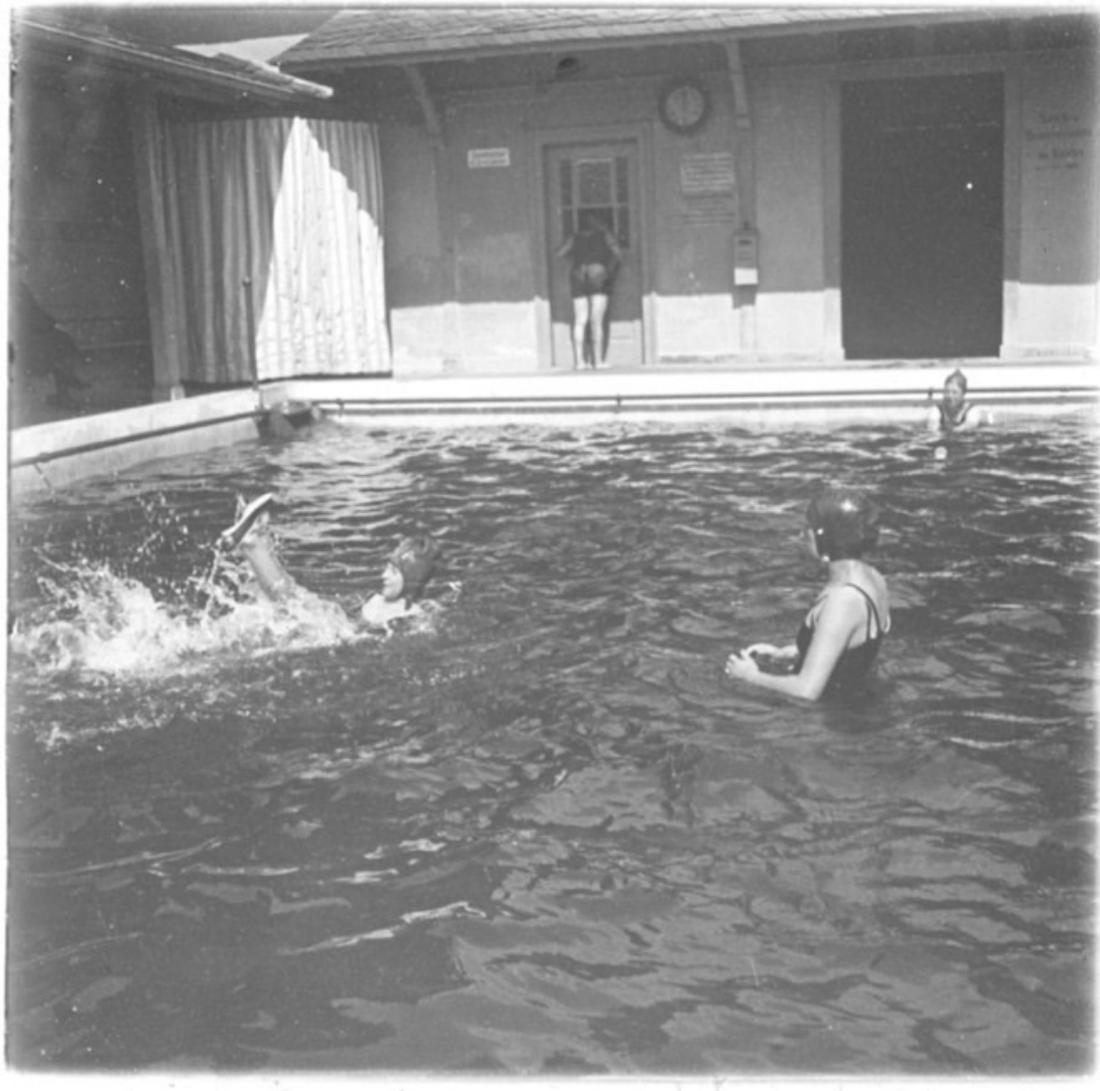
Die Stereofotografie ist eine Fotografie-Technik, bei der zwei Aufnahmen eines Objektes aus leicht versetzter Position (normal: ca. 6,5 cm, entsprechend dem menschlichen Augenabstand) aufgenommen werden oder durch Aufnahme mit einer speziellen Stereokamera. Stereokameras besitzen in der Regel zwei neben-

einander angebrachte Objektive und ermöglichen beim Auslösen die gleichzeitige Aufnahme der für 3D-Bilder erforderlichen beiden stereoskopischen Halbbilder. Mithilfe eines Stereobildbetrachters ist es dann möglich, das Motiv der beiden Fotografien durch zwei Linsen räumlich wahrzunehmen.

Ein Mädchen und ihre Erzieherin beim Schwimmen im Damenbad des Loretto-bads in Freiburg. Das Schwimmbad am Fuße des Lorettobergs im Stadtteil Wiehre ist das älteste Familienfreibad Deutschlands. Bei seiner Eröffnung 1841 war es das erste Schwimmbad der Stadt. Anfangs war es Männern vorbehalten, dort zu schwimmen. Im Winter wurde in den Becken Eis gewonnen, das in den Stollen des Lorettobergs gelagert wurde. Gespeist wurde das Bad mit Wasser aus dem Hölderlebach, das in einem Vorbecken erwärmt wurde. 1886 kam dann als Erweiterung ein Damenbad hinzu. Die Geschlechtertrennung beim Schwimmen wurde bis 1936 aufrechterhalten. Von da an war das Herrenbad offen für alle. Doch das Damenbad blieb weiterhin Frauen vorbehalten.

Noch heute dürfen sich dort nur Frauen aufhalten. Vom Damenbad aus kann man in den Familienbereich wechseln, jedoch nicht umgekehrt. Es ist das einzige Schwimmbad in Deutschland, das noch ein separates Bad ausschließlich für Frauen hat.

Frauenschwimmtage oder -bäder sind heute, wenn auch nicht unumstritten, vor allem als geschützter Raum für Frauen wichtig, sei es aus religiösen oder individuellen Gründen wie bspw. der Erfahrung von sexualisierter Gewalt. Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ermöglichten Damenbäder Frauen überhaupt erst den Zugang zum Wasser. So konnten sich endlich auch Frauen an dem kühlen Nass erfreuen und Schwimmen lernen.



DIE FOTOGRAFIN ANNEMARIE BRENZINGER (1884-1968)

Annemarie Brenzinger, geb. Ganz stammt aus einer großbürgerlichen Mainzer Familie. Der Vater besaß dort ein Bankhaus, bevor er sich mit seiner Familie in Freiburg niederließ. Hier lernte Annemarie Ganz den Bauingenieur Heinrich Brenzinger kennen, den sie 1905 heiratete.

Als 14-jährige hat sich Annemarie das Fotografieren selbst beigebracht – es blieb ihr Leben lang ihre Passion. Sie befasste sich mit allen fotografischen Techniken und Themen, wobei ein bevorzugtes Motiv ihres Schaffens die Bauprojekte ihres Mannes waren – die Brücken, Wasserkraftanlagen, Gasbehälter, Tunnel, Fabrikhallen, Kirchen und Villen, an deren Bau die Freiburger Hoch- und Tiefbaufirma Brenzinger & Cie. beteiligt war.

Für Bauaufnahmen benutzt sie eine Plattenkamera für Plattenformate von 18 x 24 cm bis 9 x 12 cm sowie eine Heidoskop-Stereokamera. Zunehmend begeisterte sie sich für die Stereoskopische Fotografie, die sie besonders gern für ihre Reisebilder verwendete – aber immer wieder auch für Bauaufnahmen, z. B. beim Bau des Wasserturms der Universitätsklinik in Freiburg 1930.

Auch mit dem 1907 von den Gebrüdern Lumière erfundenen autochromen Farbdiaverfahren experimentierte Annemarie Brenzinger. Es entstanden Reisebilder von Capri und Sizilien, Farbaufnahmen von den Aufenthalten im Engadin und Innenaufnahmen der Villa Wohlgemuth in Freiburg, dem heutigen Kloster St. Lioba. Die Fresken der Villa Wohlgemuth autochrom aufzunehmen, war aufgrund der langen Belichtungszeit eine technische Herausforderung, doch damals das einzige Mittel, deren Farbenpracht fotografisch festzuhalten.

Als Mitglied mehrerer fotografischer Gesellschaften nahm Annemarie Brenzinger an Ausstellungen und Wettbewerben teil und wurde wiederholt mit Preisen ausgezeichnet. Ihre Aufnahmen fanden in den Werbebroschüren der Firma Brenzinger & Cie. ebenso Verwendung wie in den Zeitschriften des Breisgau-Geschichtsvereins und der „Badischen Heimat“.

Einige wenige Industriaufnahmen von ihr befinden sich im Deutschen Museum in München. Ihr fotografischer Nachlass, der in seiner Vielfalt und Geschlossenheit eine kultur- und fotohistorische Rarität darstellt, befindet sich im Bildarchiv des Badischen Landesmuseums in dessen Außenstelle, der Landesstelle für Volkskunde in Staufen. ◆



RUHEBANK BEI OBERSEEBACH IM ELSASS, 1975

Fotografie: Werner Stief, Heidelberg; Schwarzweißdia, Mittelformat; ©Badisches Landesmuseum, Inventarnummer: BA 2016/75-127

Ruhebänke - Bancs-reposoirs^[7]

Die steinere Ruhebank aus Vogesensandstein von 1854 steht bei Oberseebach neben der Straße Richtung Hunspach.

Die ersten dieser Ruhebänke entlang der Landstraßen im Elsass wurden bereits 1811 auf Initiative eines Präfekten im Unter-Elsass zum Gedenken an die Geburt des Sohnes von Napoleon Bonaparte errichtet. Die Elsässer nannten bzw. nennen sie deshalb „Nabele Bänk“ (Napoleonsbank – bancs de Napoléon).

Im Jahr 1854 – und dazu gehört diese Ruhebank bei Oberseebach – wurden erneut steinerne Ruhebänke aufgestellt und schattenspendende Bäume daneben ge-

pflanzt, diesmal zum Gedenken an den ersten Hochzeitstag der Kaiserin Eugénie mit Napoléon III.

Auch in Deutschland – vor allem in der Pfalz, in Hessen und in Baden-Württemberg – finden sich vereinzelt solche Ruhebänke. In der Pfalz heißen sie ebenfalls „Nabele Bänk“, im Württembergischen nennt man sie „Gruhe“. Im 20. Jahrhundert sind viele der Ruhebänke anstelle aus Stein auch aus Holz hergestellt worden.

[7] Vgl. Alexander Klein: Ruhesteine und Napoleonsbänke. Heimat Pfalz, ohne Datum. URL: <https://www.heimat-pfalz.de/pfalz-geschichte/geschichte/835-ruhesteine-und-napoleonsbaenke.html>. Aufruf am 21.02.2023.

DER FOTOGRAF WERNER STIEF (1905 LEIPZIG – 1982 HEIDELBERG)

Werner Stief wurde am 7. August 1905 in Leipzig geboren. Im Alter von 12 Jahren bekam er von einem befreundeten Fotografen Unterricht im Fotografieren. Von da ab fotografierte er. Zunächst auf seinen „Fahrten“ mit den Wandervögeln und später – als die Notgemeinschaft der Wissenschaften 1934 für arbeitslose Akademiker eine Dorferfassungsarbeit in Schlesien durchführte – nahm sich Werner Stief besonders der Volkskunst an, trug alles zu einer Ausstellung zusammen und fotografierte deren Objekte. Prof. Konrad Hahm, Direktor des Museums für Deutsche Volkskunde in Berlin, engagierte ihn 1936 als freien Mitarbeiter für das Museum. Zuvor hatte Stief die Aufgabe übernommen, alle Dorfschmieden in Thüringen zu erfassen. Das ergab reiches Fotomaterial, nicht nur der Schmieden, sondern auch von Arbeiten der Schmiedekunst. 1941 promovierte Stief mit der „Geschichte der Lindenkunde“ zum Dr. phil. Im selben Jahr wurde er im Museum fest angestellt, doch kurz darauf zum Militär eingezogen. 1945 wurde Stief als einzigem verbliebenem wissenschaftlichem Mitarbeiter des Museums dessen Leitung übertragen. Da das Museum in Ostberlin lag, wurde es durch den Mauerbau 1961 vom Westen getrennt, wo Werner Stief wohnte. Er erhielt Ersatzräume in einer alten Kaserne in Westberlin und später die Leitung der Europaabteilung im Völkerkundemuseum Berlin-Dahlem.

1970, als Stief in den Ruhestand trat, wählte er Heidelberg als neuen Wohnort. Von dort aus bereiste er die Umgebung: im Norden bis über den Main hinaus, im Osten bis Nehresheim, im Süden bis in den Schwarzwald und im Westen bis ins Elsass. Zuhause entwickelte er seine Filme selbst und stellte Dias her, die er für eigene Publikationen sowie für thematische Lichtbildvorträge in Heidelberg und Umgebung nutzte. Er fotografierte nur Schwarzweiß, weil er so auch beliebig Ausschnitte herstellen konnte. Neben seinen thematisch gewählten Fotomotiven hatte er auch ein besonderes Auge für Situationskomik und kuriose Motive.

Der umfangreiche fotografische Nachlass von ca. 150.000 Dias, Negativen, Glasplatten etc. mit volkskundlicher, themenspezifischer Fotografie von 1919 bis 1981 – Bilddokumentation zur badisch/pfälzisch/hessischen Alltagskultur und Landesgeschichte und Bilddokumentationen zur thüringischen und schlesischen Volkskultur mit den dazugehörigen Inventarbüchern sowie Skizzenbücher zu den Wandervogelfahrten, Tagebüchern aus den 1940er Jahren und Vortrags- bzw. Aufsatzmanuskripte des Volkskundlers – wurde vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Außenstelle Südbaden/Landesstelle für Volkskunde in den Jahren 1986-2002 erworben.

Die archivische Verzeichnung der Bilder von Werner Stief ist noch nicht abgeschlossen. ◆

AN HALLOWEEN IM EUROPAPARK IN RUST, 2001



Fotografie: Eigenproduktion BLM Außenstelle Südbaden/Landesstelle für
Volkskunde; Farbdiä, ©Badisches Landesmuseum, Inventarnummer: BA 2001/993

Die Fotografie entstand während eines Betriebsausflugs der Landesstelle für Volkskunde Freiburg in den Europapark Rust am 31.10.2001.

Der Europapark wurde im Sommer 1975 als Freizeit- und Themenpark eröffnet und ist seither in seiner räumlichen Ausdehnung, seiner Ausstattung, seinen Themenbereichen und in der Zahl seiner Besucher*innen kontinuierlich gewachsen. Seit vielen Jahren dreht sich im Herbst im Europa-Park mehrere Wochen lang alles um das Thema Halloween, das in der Halloween-Party am 31. Oktober seinen Höhepunkt erreicht.

Halloween (von [übersetzt]: aller Heiligen Abend) meint den Abend bzw. die Nacht vor dem Kirchenfest Allerheiligen und damit die Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November. Ein Zusammenhang wird auch zu Allerseelen gesehen, an dem die Katholiken ihrer Verstorbenen gedenken und der „armen Seelen“ im Fegefeuer, die den Himmel noch nicht erreicht haben.

Ursprünglich waren die Bräuche um Halloween vor allem im katholischen Irland verbreitet und wurde von den Einwanderer*innen in die USA nun auch in ihrer neuen Heimat gepflegt.

Irgendwann in den 1990er Jahren verbreiten sich die Halloween-Bräuche mit Kürbis-Lichtern, Kostümierungen als Vampir, Skelett, Zauberer oder Hexe und dem Einfordern von Gaben per „trick or treat“, so wie sie in den USA gefeiert werden, auch in Deutschland und verdrängten die „Rübengeister“, die – aus Futter- oder Zuckerrüben geschnitzt – in ihrer Erntezeit um Allerheiligen und Allerseelen herum abends im Dunkeln mit einer Kerze im Innern an einer Stange durch die Straßen getragen wurden, oder mit denen man dem Nachbarn ins Fenster leuchtete, um ihn zu erschrecken.

Die Ursprünge des einen wie des anderen Brauches sind nicht eindeutig geklärt. Ein Unterschied ist jedoch, dass bei den Rübengeistern keine Verkleidung zum Einsatz kam und Halloween damit und als rauschende Deko-Party wohl attraktiver war und ist und nicht nur die Rübengeister, sondern auch Fasnacht in seiner Beliebtheit abgelöst hat. ◆



ALLERHEILIGEN / ALLERSEELEN IM SIMONSWÄLDER TAL UM 1950

Fotografie: Alwin Tölle, Schwarzweißdia Mittelformat (6x6), ©Badisches Landesmuseum,
Inventarnummer: BA 2004/2108

Zwei junge Frauen verhüllen oder schmücken auf einem Friedhof im Simonswälder Tal ein Grabkreuz mit einem weißen filigranen Flor (Tuch).

Allerheiligen am 1. November ist der Feiertag an dem der Heiligen gedacht wird, und Allerseelen am darauffolgenden Tag ist dem Gedächtnis der Verstorbenen und der „armen Seelen“ im Fegefeuer gewidmet. Beides sind katholische Totengedenktage und Allerheiligen ist in Deutschland ein Feiertag. Er vereint inzwischen beide Aspekte des Gedenkens

in sich, denn es ist Brauch, für Allerheiligen die Gräber zu schmücken und auch bei einem Friedhofsbesuch am Feiertag die sogenannten Allerseelenlichter zu entzünden und ein Gebet für die verstorbenen Angehörigen zu sprechen. Heute wird der 1. November meist zum Anlass genommen, die Gräber winterfest herzurichten und mit Pflanzen zu dekorieren, die auch Frost überstehen. Der Brauch, die Grabkreuze in weißen – in manchen Gegenden auch schwarzen – Trauerflor einzuhüllen, wird hingegen nicht mehr ausgeübt.

DER FOTOGRAF ALWIN TÖLLE (1906 NIEDERGEBRA—1998 RÖTENBACH)

Den Schwarzwald bereiste Alwin Tölle zum ersten Mal 1927. Im Jahr 1935 veröffentlichte die Fachzeitschrift „Das deutsche Lichtbild“ sein im Prechtal aufgenommenes Foto „Schwarzwälder Kind“, 1942 erschien der Bildband „Bauernleben im Schwarzwald“. Zu dieser Zeit fotografierte er bereits mit einer 6x6-Profikamera, einer doppelläufigen Rolleiflex, der er neben einer Leica und einer Hasselblad sein Leben lang treu blieb.

Tölle hatte in Dresden die Fotoschule besucht, arbeitete danach in einer Bildagentur sowie in der Redaktion einer Fotozeitschrift in Berlin, bevor er sich – nach dem Krieg, den er als Kriegsberichterstatter erlebte, für das Leben als freischaffender Bildjournalist entschied und sich in Röttenbach im Hochschwarzwald niederließ. Von hier aus bereiste er ganz Europa für seine Bildreportagen – allein in Skandinavien, das er wie den Schwarzwald liebte, war er mehr als 100 Mal.

Typisch für Tölle, den „Bildberichterstatter“ war, dass er nicht ein Objekt fotografierte, sondern einen Augenblick, der eine Geschichte erzählt. Ebenso schrieb er manchen Bericht zu seinen Bildserien über Brauchtum und Landschaft selber.

Jahrzehntelang hat er der Zeitschrift des Schwarzwaldvereins Bildvorlagen geliefert. 1989 erschien der Bildband „Im Schwarzwald daheim. Leben und Arbeit in alten Fotografien“, der Tölles Verbundenheit mit seiner Wahlheimat und deren Bewohner widerspiegelt und deren ländlich-bäuerliche Lebenswelt er in seinen Fotografien lebendig hält. In den 1970er Jahren hat Tölle die Schwarzweiß- zugunsten der Farbfotografie aufgegeben. Treu geblieben ist er hingegen seinem Lieblingsmotiv dem Schwarzwald, den er über 60 Jahre lang fotografierend erwanderte. ◆

„FROHES WEIHNACHTSFEST!“ — WEIHNACHTEN IM KRIEG, VER- SENDET: ZWISCHEN 1914-1917

Bildpostkarte (kolorierte Schwarzweißfotografie; Drucktechnik), Sammlung Steinhäuser
©Badisches Landesmuseum, Außenstelle Südbaden, Inventarnummer: BA 2012/880



Die Bildpostkarte zeigt eine Frau in Pelz, mit ausladendem Hut, langem, karierten Rock sowie Spitzen an Ärmel und Hut. Sie steht seitlich, blickt die Betrachtenden aber lächelnd an und ist voll bepackt mit großen, mit Tannenzweigen geschmückten Geschenken. Über der Frau steht der Schriftzug „Frohes Weihnachtsfest“, das W erinnert in der Gestaltung an eine Harfe. Ihre Füße und der gesamte untere Bildrand sind von einem collageartig eingefügten Tannenzweig bedeckt. Über das Bild wirbeln Schneeflocken. Ein runder Lichtkegel erhellt die Abgebildete und macht in Ansätzen einen verschneiten Winterwald vor dunklem Hintergrund sichtbar.

Die Postkarte wurde der Kolorierung und abgebildeten Mode nach vermutlich im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hergestellt. Seit ihrer Erfindung 1869 wurden die sogenannten Correspondenz-Postkarten immer wichtigeres visuelles und textuelles Massenkommunikationsmedium und erfreuten sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts großer Beliebtheit.[8]

Während die hier gezeigte Postkarte auf den ersten Blick auch heute noch weihnachtliche Stimmung vermittelt, sind die Kontexte nicht ansatzweise fröhlich. Die Karte wurde im Ersten Weltkrieg zwischen 1914 und 1917 von Hermann Gebhart an den Fotografen Julius Steinhäuser versendet. Das exakte Datum lässt sich aufgrund mangelnder Frankierung und Stempelung nicht rekonstruieren. Da sich die Karte unter der Feldpost von und an Julius Steinhäuser befand, kann vermutet werden, dass sie zusammen mit einem Brief versendet wurde. Der Text ist knapp gehalten: „Recht herzl. Weihnachtsgrüße empfangen Sie von Ihrem ergeben. Herm. Gebhart. Leben Sie Wohl, Aufs Wiedersehen.“ Ob es zu einem Wiedersehen kam, ist unklar. Julius Steinhäuser starb am 16. April 1917 mit nur 26 Jahren in der Schlacht an der Aisne bei Corberry. Auch, wer Hermann Gebhart war, ist bisher nicht bekannt. Der Nachlass Steinhäuser wartet noch auf seine wissenschaftliche Bearbeitung. Die Sammlung umfasst neben Korrespondenzen, Dokumenten, Notiz- und Tagebüchern sowie etwa 400 von Julius Steinhäuser angefertigten Kriegsphotografien auch Aufnahmen aus dem Foto-Atelier seines Vaters, Adolf Steinhäuser, und ist in der Landesstelle für Volkskunde in Staufen einsehbar.

[8] Vgl. Anett Holzheid: *Das Medium Postkarte. Eine sprachwissenschaftliche und mediengeschichtliche Studie*. Berlin 2011.

DIE FOTOGRAFEN ADOLF STEINHÄUSER (1860 MARIENBAD – 1928 FREIBURG) UND JULIUS STEINHÄUSER (1890 FREIBURG – 1917 CORBENY)

Adolf Steinhäuser, gebürtiger Deutsch-Böhme und 13. Kind eines Schlossermeisters, erlernte in Marienbad das Fotografenhandwerk. Seine Gesellenjahre führten ihn über Thorn (Ostproußen) nach Freiburg im Breisgau, wo er 1895 das Atelier des Hoffotografen Tschirra in der Kartäuserstraße übernahm. Anders als viele Berufskollegen, die auch Landschaft und Architektur aufnahmen, blieb Adolf Steinhäuser im Atelier und beim Porträt.

Neben der Auftragsarbeit waren Ehefrau Luise (geb. Hack) und die drei Kinder Julius (*1890), Margarete (*1898) und Paula (*1905) häufiges Fotomotiv. Diese Aufnahmen, die die Familienmitglieder in unterschiedlichsten Posen und Kostümierungen zeigen, waren für die Auslage bestimmt, um die Kundschaft zu animieren.

Sohn Julius (1890-1917) lernte beim Vater und sollte einmal das Atelier übernehmen. Er fiel 1917 in der Schlacht an der Aisne bei Corbeny. Von ihm stammen über 400 im Stellungskrieg an der Westfront oder im Lazarett entstandene Fotografien, zumeist im Postkartenformat entwickelt.

Die teils im künstlerischen Kohledruckverfahren hergestellten Kostümaufnahmen und Porträts aus der Zeit von ca. 1895 bis 1928 beleuchteten „Schein und Sein“ der bürgerlichen Gesellschaft. Bewohner*innen des Stadtteils Wiehre, Schauspieler*innen des Freiburger Theaters, Freunde und Bekannte der Familie gehörten ebenso zur Kundschaft wie Einwohner*innen umliegender Landgemeinden. Über die Kleidung der Porträtierten auf ihre Herkunft schließen zu wollen, wäre fahrlässig:



Julius Steinhäuser im Atelier seines Vaters. Foto: Adolf Steinhäuser, Freiburg, 1914.

Zwar diente das Porträt häufig dazu, nicht nur die Einzelpersönlichkeit, sondern die Person auch als Repräsentantin ihres Standes hervorzuheben, doch genauso beliebt war das Fotoatelier fürs Rollenspiel: Die Städterin schlüpfte in die Tracht, die Angestellte ins Abendkleid, die Schauspielerin ins antike Gewand und der Fotografensohn in die Rolle des Verführers. Die Fotografen Steinhäuser beherrschten virtuos dieses Spiel mit den Identitäten, wie die Porträtaufnahmen aus ihrem Freiburger Atelier zeigen. ◆

„FRAUENGOLD“, 1950ER JAHRE

Fotografie: Erich Lammell, Farbdiä (6x6), 1950er Jahre, ©Badisches Landesmuseum, Inventarnummer: BA 2013/239-07



Schaufensterauslage der Schwarzwald-Drogerie von Erich Lammell in Kirchzarten, Bahnhofstraße 7, mit Werbung für Nahrungsergänzungsmittel wie „Frauengold“ und „Klosterfraumelissegeist.“

„Durch Frauengold wirst Du glücklich gemacht – und glücklich machen!“ war ebenso ein Werbespruch der Firma Homoia für ihr Produkt wie „Frauengold schafft Wohlbefinden – wohlgernekt an allen Tagen!“

Frauengold wurde ab 1953 vom Karlsruher Unternehmen Homoia als „Stärkungsmittel“ in Drogerien, Apotheken und Reformhäusern für Frauen angeboten. Es sollte beruhigend und stimmungsaufhellend zugleich wirken und wurde als „Herz-Kreislauf-Tonikum“ verkauft. Der Hauptanteil des Getränks war Alkohol (ca. 16,5 Volumenprozent). Es wurde ein Verkaufsschlager.

1981 wurde „Frauengold“ vom Bundesgesundheitsministerium verboten, weil es Aristolochiasäuren enthielt, die nachweislich Blasenkrebs und Nierenschäden verursachen können.

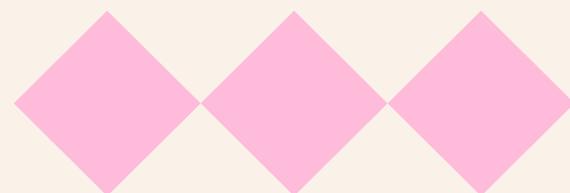
Auch Klosterfraumelissegeist ist ein alkoholisches Destillat aus mehreren Kräutern. Es soll ebenfalls entspannend und belebend zugleich wirken und wird zur äußerlichen und innerlichen Anwendung als „pflanzliches Heilmittel“ empfohlen. Es wurde und wird häufig auf Würfelzucker geträufelt eingenommen und ist bis heute ein erfolgreiches frei verkäufliches Produkt.

Die Aufgaben einer Frau waren in den 1950er Jahren gesellschaftlich klar definiert: Sie sollte früh heiraten und sich dann um das Haus, die Kinder und vor allem um das Wohl ihres Ehemannes kümmern. Letzteres bedeutete, sie sollte keine eigenen Bedürfnisse haben, ihrem Mann den Rücken und sein Ego stärken, indem sie ihm stets gut gelaunt, adrett frisiert und gekleidet Alltagsorgen und Kinder fernhielt, ihn umsorgte und seine Autorität

nicht in Frage stellte. Für Frauen in den 1950er Jahren galt es als „unanständig“ außerhalb von Feiern alkoholische Getränke zu sich zu nehmen – das war Männern vorbehalten.

Nachdem sie sich in den Kriegs- und Nachkriegsjahren im selbständigen Arbeiten und Gestalten ihres Lebens bewährt und beim Wiederaufbau mitgewirkt hatten, fiel es vielen Frauen schwer, zu diesen Rollenerwartungen zurückzukehren und in ihnen zu verharren. Sie waren frustriert, depressiv, vielleicht sogar rebellisch. Frauengold und ähnliche Mittel sollten Abhilfe schaffen – indem sie den Frauen Linderung in Form von Entspannung, „Wohlbehagen“ und Glücksgefühlen versprachen. Wenn dadurch das Gefüge der patriarchalen Gesellschaft geschützt und bewahrt werden konnte, wurde die Suchtgefahr gerne ausgeblendet, die diese hochprozentigen Alkoholika – als nervenstärkende Heilmittel verkauft – mit sich brachten. In den mittleren 1960er Jahren wurden dann diese „mother's little helper“ zunehmend durch Valium ersetzt, das ebenfalls – jetzt zur verschreibungspflichtigen – jahrzehntelangen Massendroge der Frauen wurde.

Die zeitgenössische Werbung, „Mit Frauengold wirst Du wieder glücklich“, die einem das Frauenbild der 1950er Jahre deutlich vor Augen führt, kann man sich noch heute auf YouTube ansehen: „Mit Frauengold wirst du wieder glücklich“, URL: <https://www.youtube.com/watch?v=VhQ7j29Jd-4>. Aufruf am 21.02.2023.





DER FOTOGRAF ERICH LAMMEL (1919 NEUSTADT A. T. – 1991 KIRCHZARTEN)

Erich Lammel, wurde am 25.05.1919 in Neustadt an der Tafelfichte, Kreis Reichenberg, Sudetenland (Friedland) geboren. Von 1934 bis 1937 absolvierte er eine Lehre in der Drogerie Weinert in Neustadt a. T., arbeitete dort als Drogeriegehilfe bis April 1938, dann von Juni 1939 bis März 1939 als Drogistengehilfe und Fotolaborant in der Drogerie Luckow, in Friedeberg, Schlesien.

Ab April 1939 war er als Soldat in der Flakabteilung 83 in Aussig (Usti nad Labem, Tschechien) und Dresden. Er kam in französische Kriegsgefangenschaft, aus der er am 04.02.1948 entlassen wurde. Bis zum 22.03.1948 arbeitete er in der Drogerie Leonhard Fischer in Düsseldorf-Eller. Bei Fischer hatte Erich Lammel bereits 1939/40 nach dem Polenfeldzug während seiner Dienstzeit mehrere Monate in dessen Dunkelkammer mitgearbeitet, musste sich aber, weil die dortige Fotoabteilung nicht fortbestand, nach dem Krieg einen neuen Arbeitsplatz suchen. Den fand er in Freiburg i. Br., wo er vom Mai 1948 bis Mai 1952 in der Drogerie Fehrenbach in der Eisenbahnstraße in Freiburg als Verkäufer, Laborant und Dekorateur arbeitete und in der Weiherhofstraße 9 wohnte. Am 21.06.1952 machte er sich mit der Schwarzwald-Drogerie in Kirchzarten in der Bahnhofstraße 7 selb-

ständig und zog auch dort hin. Die Drogerie betrieb er bis zu seinem Tod im März 1991.

Erich Lammel heiratete 1949 Maria Gabriel (*11.08.1919 in Lörrach, †13.08.1993 in Kirchzarten), seine Söhne kamen am 27.04.1952 (Dieter) und 10.05.1954 (Thomas) zur Welt.

Erich Lammel entwickelte nicht nur die Fotografien seiner Kundschaft, sondern fotografierte selbst, zumeist mit einer Rolleicord. Lieblingsthemen waren seine Frau Maria (Maja) sowie die beiden Söhne. Darüber hinaus fotografierte Lammel während seiner Urlaubsreisen und den Ausfahrten mit dem VW Käfer, später dem Opel (insg. 44 Alben) sowie Tiere, Pflanzen, Menschen bei der Arbeit, Kunstwerke, Sportereignisse, Land- und Ortschaften seiner näheren Umgebung (Kirchzarten, Dreisamtal, Hochschwarzwald, Freiburg). Seine Fotografien wurden in der Tageszeitung, im Freiburger Katholischen Kirchenblatt, im Kirchzarter Gemeindeblatt, im Sport-Express, der Deutschen Drogistenzeitschrift u. a. veröffentlicht. Er fotografierte Schauspieler bei den „Schwarzwaldmädel“-Filmaufnahmen, Politiker bei ihren volksnahen Auftritten, den Erzbischof bei der Predigt. Von Schwarzwaldmotiven fertigte er Postkarten zum Verkauf an. ◆

„ZWEI ELSÄSSERINNEN MIT ZEITUNG“, GRAND-EST, 1929

Fotografie: Felix Schuster; Schwarzweißfotografie, Negativ-Glasplatte (9x12); ©Badisches Landesmuseum, Außenstelle Südbaden, Inventarnummer: BA 92/1876.



Schnappschuss oder Pose? Neugierig und gut gelaunt blicken zwei gleich gekleidete Frauen – sie tragen lange Trägerröcke, weiße Blusen und Strohhüte – in eine Zeitung, die Straßburger Post. Die eine Frau hält die Zeitung in beiden Händen und scheint zu lesen, die andere blickt ihr über die Schulter. Sie stehen vor einem sie überragenden, hölzernen Lattenzaun. Im Hintergrund ist ein Haus zu sehen. Bei der Bekleidung könnte es sich um Arbeitstracht oder auch nur Gartenkleidung handeln.

Die Fotografie wirkt stimmig, das Motiv ist originell und der Witz der Frauen echt. Wie viel Inszenierung und wie viel Zufall in dem Bild stecken, ist nicht mehr zu beantworten. Schnappschüsse im heutigen Sinne, waren 1912 technisch nicht möglich. Die Positionierung der Frauen und die gleiche Ausrichtung der Füße legen eine durchdachte Komposition des Bildes nahe. Letztlich ist aber auch der heutige Handyschnappschuss nicht frei von Inszenierung – Licht, Bildausschnitt, Winkel und Kamera bestimmten, was wir sehen.

Die Straßburger Post war eine deutschsprachige Zeitung, die zweimal pro Tag in Köln und Straßburg erschien, in Sonderfällen waren sogar drei Ausgaben möglich. Die Tageszeitung wurde 1882 als Ableger der Kölnischen Zeitung gegründet und erschien zuletzt am 21.11.1918 kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges. Der Zeitraum des Erscheinens erzählt einiges über das Programm der Zeitung: Die heute französischen Regionen Elsass und Lothringen haben eine lange Geschichte der wechselvollen politischen Zugehörigkeit. Von 1871 bis 1918 war das sogenannte Reichsland Elsaß-Lothringen Verwaltungsgebiet des Deutschen Reiches. Die Straßburger Post war laut Wikipedia „freikonservativ“ und sollte das „Deutschtum“ in Elsass-Lothringen fördern und somit indirekt zur Nationalstaatsbildung beitragen. Diese Haltung wird im „Abschied“ in der letzten Ausgabe deutlich. Hier wird in Bezug auf die Wiedereingliederung der Gebiete an Frankreich geschrieben: „Unter fremder

Oberherrschaft aber ist keine freie Stätte und keine würdige Wirkungsmöglichkeit für uns, die wir, obzwar frei von jeglichem Chauvinismus, frei auch von vorurteilvoller Abneigung gegen die französische Beheimatung in der elsass-lothringischen Eigenart, doch auf den deutschen Grundcharakter der Bevölkerung gebaut und ihn als das allein tragfähige Fundament für eine moralisch und wirtschaftlich gesunde Entwicklung betrachtet haben“.[9]

Die Inhalte der Straßburger Post waren breit gefächert: Die Zeitung berichtete über lokale sowie internationale Politik und Nachrichten, Kultur, Feuilleton und Wirtschaft (z. B. Weltmarktpreise von Getreide), gedruckt wurden aber auch Straßburger Stadtnachrichten und Vermischtes, beispielsweise Unfälle, Einbrüche, die Zahlen der königlich preußischen Lotterie, Werbung und Anzeigen. Wer sich für konkrete Inhalte interessiert, kann die einzelnen Ausgaben digital durchblättern. Die Straßburger Post ist auf den Seiten der digitalen Bibliothek der Französischen Nationalbibliothek frei zugänglich.[10]

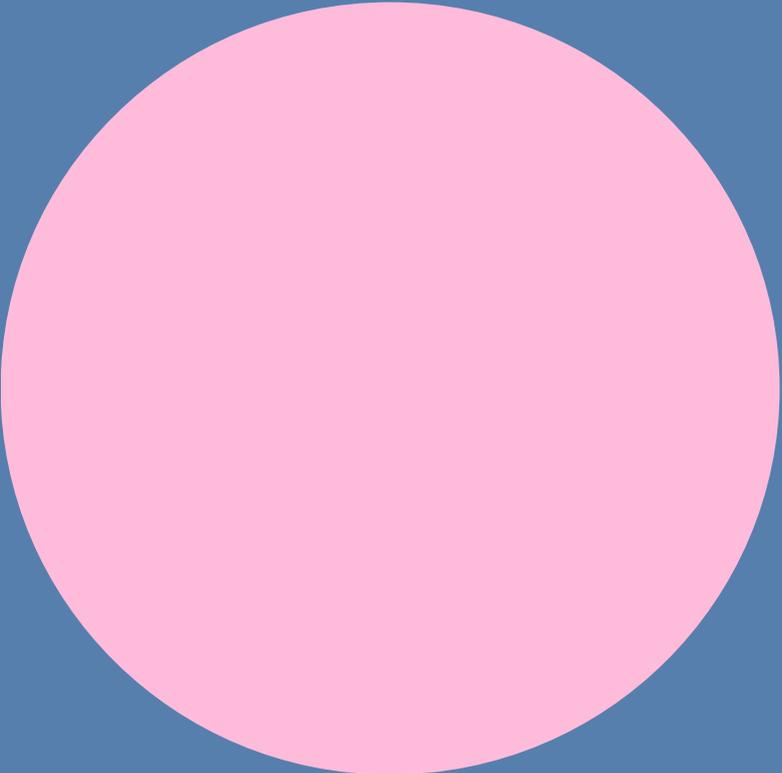
[9] „Abschied.“ Straßburger Post, 21.11.1918, URL: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k9444612d/>. Aufruf am 21.02.2023,

[10] Straßburger Post. 1882-1918. URL: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/cb419477071/date>. Aufruf am 21.02.2023.

DER FOTOGRAF FELIX SCHUSTER (1876 CALW – 1950 STUTT GART)

Felix Schuster, der Fotograf dieser Aufnahme, war Architekt, Dozent und Gründungsmitglied des Bundes für Heimatschutz in Württemberg.[11] ◆

[11] „Schuster, Felix.“ Leo BW. URL: https://www.leo-bw.de/en/web/guest/detail/-/Detail/details/PERSON/kg_biographien/134064569/Schuster+Felix. Aufruf am 21.02.2023.



Badisches Landesmuseum –
Außenstelle Südbaden
Hauptstr. 11
79219 Staufen

FUNDSTÜCKE AUS DEM BILDRCHIV